

Kindes. Dieser arbeitet als Knecht bei einem anderen Bauern der Gegend. Die junge Familie wohnt vorerst bei ihrer Mutter und bezieht etwa ein Jahr später eine Mietwohnung im selben Ort. Der Mann ist vom Kriegsdienst befreit, weil er für seinen Dienstherrn eine unabhkömmliche Arbeitskraft darstellt. Lediglich zur militärischen Ausbildung muss er einrücken. In dieser Zeit wird er magenkrank und ist nach einer Operation kriegsuntauglich. Eine Freistellung vom Militärdienst ist aber nicht mehr möglich. Er wird der Wachmannschaft eines Nebenlagers des Konzentrationslagers Mauthausen im nahen „Nibelungenwerk“ zugeteilt. Während des Krieges arbeitet sie als Aushilfsdienstbotin weiterhin bei den Bauern der Umgebung. 1943 bringt sie ein zweites Kind zur Welt. Nach dem Krieg bekommt der Mann Arbeit als Eisenbahner. Ein drittes Kind wird 1949 geboren. 1951 zieht die Familie, die noch immer in der Ein-Zimmer-Wohnung zur Miete lebt, in ein Bahnwärterhaus. Sie vergrößert sich in den folgenden Jahren um zwei weitere Kinder. Gertrud Scherer betreibt neben dem Haushalt eine Kleinlandwirtschaft mit einigen Schweinen und Ziegen. Heute lebt sie wiederum alleine in einer Ein-Zimmer-Gemeindewohnung in der nahen Kleinstadt.

„Da bin ich bei den Bauern gewesen noch“:
wer arbeitet, sieht nichts

In den Erzählungen über die Kindheit ist das zentrale Thema die materielle Versorgung. Vor dem Hintergrund der Abhängigkeit von Arbeitsmöglichkeiten bei den Bauern und der schlechten Bezahlung dieser Arbeit stellt sich diese für die Familie als stets unsicher dar. Als die Mutter heiratet und einen eigenen Haushalt gründet, bleibt Gertrud bei den Großeltern. Dort habe sie halt ein gutes Essen gehabt. Ihr Stiefvater ist ausgesteuerter Arbeitsloser, der sich tageweise bei Bauern verdingt. Die Beziehung zur Mutter wird von ihr selbst nur unter dem Aspekt angesprochen, dass sie wohl eine materielle Belastung dargestellt habe. Sie erinnert deren Erwartung, dass das Kind bald von der Schule und in den Dienst eines Bauern gehen könne, damit „man sie auch nicht mehr hätte“, das heißt, sie nicht mehr zu versorgen wäre. In den Schilderungen ihrer ersten Erfahrungen als Magd bei verschiedenen Bauern überwiegt die Frage des Lohns für die harte Arbeit. Der jeweilige Verdienst bei den Arbeitsstellen ist in der Erinnerung noch genau gespeichert. Man hätte sich nichts kaufen können. Unter Schluchzen bemerkt sie: „Zurückdenken darf man nicht.“ Die Erzählungen über Kindheit und Mädchenzeit kommen in einer auffallend verdinglichten Sprache zum Ausdruck. Gertrud Scherer spricht von sich als einem „erheirateten“ Kind; davon, dass sie „als Hirtermensch“ hätte gehen müssen.

Der Nationalsozialismus tritt in ihre Erzählung über die Notwendigkeit ein, bei ihrer Heirat im Jahr 1941 einen Ariernachweis beizubringen. Für ihren Mann ist das

nicht ganz einfach, weil seine Großeltern in der Tschechoslowakei gestorben sind. Die Eltern haben sich 1938 „herausgekauft“.

Interviewpartnerin (IP): Und, bin ich dann schwanger worden, zu der Älteren, im '41er Jahr, und bin dann heimgekommen, im August. Und an dem 11. August ist das Dirndl geboren. Und den 19. Nov-. Ja wir hätten vielleicht schon eher geheiratet und das, aber mein Mann, muss ich schon sagen, und seine Eltern sind von der Tschechei gewesen. Nicht, und die haben sich herausgekauft im '38er Jahr. Nicht. Und dann ... haben ja die, nun ja, seine Schwester hat das meiste gewusst. Er hat ja gar nicht mehr recht mehr gewusst, wie es – weil wir den arischen Nachweis gebraucht haben, nicht. Zum Heiraten. ... Das ist ja heute nicht mehr und das auch, nicht.

Interviewerin (I): Also, Sie haben so einen Ariernachweis gebraucht?

IP: Ja.

Der Ariernachweis erscheint wie jedes andere persönliche Dokument, das man damals für die Eheschließung benötigt habe. Sie bemerkt dazu lediglich: „Das ist ja heute auch nicht mehr.“ Der Ariernachweis wird in keiner Weise in den konkreten Kontext der repressiven Ordnung des NS-Staates gestellt. Dass die rassistischen Normen sie bei der von ihr gewünschten Heirat behindern und den Zeitpunkt der Eheschließung hinter die Geburt des Kindes verschieben, ist nicht Gegenstand besonderer Überlegung. Die Normalität dieser Ordnung ist ihr fraglos gegeben. Nicht die gesellschaftlichen Verhältnisse sind das Thema der vergleichenden Bemerkung, sondern verglichen werden Alltäglichkeiten, die beide gleichermaßen unpolitisch erlebt werden. Die Differenz zum Heute besteht nur darin, dass der Alltag heute ganz allgemein ein leichter ist.

Die in den zyklischen Bahnen verlaufende Erzählung wird von der Interviewerin schließlich mit der Frage unterbrochen, ob sie sich noch an den Einmarsch erinnern könne:

I: Können Sie sich noch erinnern an den Einmarsch?

IP: Nun ja der, wie der, wie zuerst der Russe gekommen ist, nicht, ja da sind wir –

I: Nein, ich meine jetzt 1938, wie die Deutsche Wehrmacht in Österreich –

IP: Ja, das ist, wie soll ich denn sagen, von – der Schilling, der ist entwertet worden dann, nicht, weil im '38er Jahr ist es dann anders geworden dann. Erstens einmal die Entwertung geworden, von den Schillingen auf die Mark. Ist das auch gekommen.

I: Können Sie sich erinnern, wie Sie das aufgenommen haben, war es, waren Sie da froh drüber, oder waren Sie eher ängstlich, wissen Sie noch, was Sie da gedacht haben?

IP: Ja, eher schon. Erstens einmal, wie es dort noch so gewesen ist, muss ich schon sagen, im Anfang noch nicht, aber, wie soll ich denn geschwind sagen – '41, '42, ah '43, da sind ja doch im Ni-Werk drüben die Bomben so geflogen, nicht. Da ist es ja doch furchtbar zugegangen auch, und das auch ... Ja, wie der, ehrlich gesagt, wie der Russe einmarschiert ist und das, nicht, wie die Panzer hereingekommen sind ... Da sind wir im Bunker gewesen –

I: Aha, nein, ich habe jetzt gemeint 1938, wie die Deutsche Wehrmacht in Österreich einmarschiert ist.

IP: Ja, ehrlich gesagt, da bin ich bei den Bauern gewesen noch.

Mit dem Begriff „Einmarsch“ wird das Kommen der Russen nach 1945 assoziiert. Die Interviewerin korrigiert dieses Missverständnis mit dem Hinweis, der Einmarsch der Deutschen Wehrmacht in Österreich 1938 sei gemeint, und versucht, die Bedeutung der Frage zu präzisieren: ob sie das eher froh oder ängstlich aufgenommen habe. Sie antwortet mit „eher ängstlich“, meint damit aber wiederum nicht die Zeit des März 1938, sondern erst jene Zeit, in der der Krieg beginnt, auf Österreich und Deutschland zurückzuschlagen. Die Ängstlichkeit sei am Anfang noch nicht gewesen, sondern erst ab „'41, '42, ah, '43, nicht, da sind ja doch im Ni-Werk (Nibelungenwerk; d. Verf.) drüben die Bomben so geflogen“ und gleich anschließend wird neuerlich der Einmarsch der Russen thematisiert. Tatsächlich erreichten erst im Februar 1944 die ersten Bombenangriffe den Raum Steyr/St. Valentin als Region mit konzentrierter Waffenproduktion.

Über Nacht passierte es ...

Im Gespräch von 1988 wurde bereits deutlich, dass Gertrud Scherer die Annexion Österreichs als keine besondere Zäsur empfunden hat: „Das ist über Nacht so schnell gegangen.“ In Erinnerung ist die Volksabstimmung zum „Anschluss“: „Da hat es ja doch schon geheißt, du musst ‚Ja‘ wählen, nicht, weil sonst haben wir den Krieg ... Naja, du hast dir ja nicht helfen können.“ Deutlich wird aber hier auch, dass diese dargestellte Zwangssituation nicht als eine befremdende oder unangenehme empfunden wurde. Es sei, ehrlich gesagt, ja gut gegangen unter dem Hitler. Auch im Gespräch von 1990 werden bestimmte positive Erfahrungen unter dem NS-Staat angesprochen. Die Bauern hätten für die geleisteten Arbeiten mehr bezahlen müssen, und es wurden Arbeitsbücher geführt, sodass die Landarbeiter eine gewisse politische Unterstützung gegenüber der paternalistischen Abhängigkeit von den Bauern verspürten. Jedenfalls thematisiert Scherer niemals die NS-Herrschaft als Fremdherrschaft, und in diesem Sinne hat der Begriff „Einmarsch“, für die Annexion von 1938 verwen-